

# Der Bass ist eine Frau

Klanggewalt sonorer Art sei reine Männersache, hieß es lange Zeit. Kinga Glyk, ein neues Wunderkind des Jazz, beweist in Heidelberg das Gegenteil.

Die Pranken von Charlie Mingus hat sie nicht. Mit einem Hünen am Kontrabass wie Ron Carter kann sie auch nicht konkurrieren. Und ihre Finger wirken eher fein, wie die der Schönen im schlafenden Märchenwald von Charles Perrault. Lässt sich so ein E-Bass von Fender überhaupt zum Klingen bringen? Dieses monströse Symbol popmusikalischer Machos? In solchen Fragen schwingt schon ein Teil der Antwort mit. Kinga Glyks kometenhafter Aufstieg in der Musikszene hat auch mit Diskrepanz und Vorurteil zu tun. Klanggewalt sonorer Art sei reine Männersache, hieß es lange Zeit. Wenn eine Frau es dennoch schaffte, mussten Wunder oder Hexerei zur Begründung herhalten. Carole Dawn Reinhart, Wiens legendäre Professorin für Trompete, hat abstruse Ansichten dieser Art vor vielen Jahren bereits mit Blick auf Blechblasinstrumente, die für Frauen angeblich auch nicht sonderlich geeignet seien, ad absurdum geführt. Das ungläubige Kopfschütteln, das regelmäßig auf den Hinweis folgte, sie habe mit drei Jahren bereits angefangen, Posaune zu spielen, wurde von ihr stets mit der lakonischen Frage gekontert, ob man schon einmal eine Dreijährige habe schreien hören.

Kinga Glyk, die blutjunge Jazzbassistin aus Polen, gehört zu einer mittlerweile stattlichen und immer größer werdenden Phalanx junger Bassistinnen, die in die Männerdomäne einbrechen, wie zuvor schon Interpretinnen auf dem Saxophon und an den Drums. Esperanza Spalding, Tal Wilkenfeld, Linda Oh und hierzulande Lindy Huppertsberg, Eva Kruse oder Lisa Wulff sind prominente Beispiele einer wachsenden Tendenz, in die sich Kinga Glyk, 1997 in der Nähe von Kattowitz geboren, als jüngstes Beispiel einfügt und von der sie sich zugleich auch abhebt. Denn im Gegensatz zu ihren Kolleginnen aus Amerika, Australien und Deutschland spielt sie ausschließlich E-Bass. Und auch wenn sie schon im Alter von zwölf Jahren in die Band ihres Schlagzeug und Vibraphon spielenden Vaters Irek Glyk eintrat und somit schon reichlich Bühnenerfahrung mitbringt, ist ihre Karriere doch typisch für die Social-Media-Generation, die die traditionelle Ochsentour mit Auftritten in Provinzclubs und das Klappenputzen bei Produzenten sozusagen durch zeitraffende und kräfteschonende MausKlicks ersetzt.

Ihr Videoclip mit der Jazzadaption von Eric Claptons „Tears in Heaven“ für E-Bass, den sie in ihrer Wohnung aufgenommen hat, ist auf dem Facebook-Portal „Bass Player United“ innerhalb kürzester Zeit mehr als zwanzig Millionen Mal angeklickt worden. Effektiver Werbung in eigener Sache lässt sich kaum



Durch ein Internetvideo mit der Jazzversion von „Tears in Heaven“ wurde sie plötzlich berühmt: Kinga Glyk. Foto Jörg-Martin Schulze

denken. Und so kann sie jetzt auf ihrer Europa-Tour mit einer Station im Heidelberger Karlsruhbahnhof auch auf entsprechend volle Säle zählen. Ansonsten aber scheint die hip und cool zugleich wirkende Kinga Glyk für die antiautoritär und individualistisch geprägte Szene einen ungewöhnlichen Sinn für Tradition und soziale Bindungen zu pflegen. Die sanfte Ironie, mit der sie ihr erweitertes Ensemble vorstellt, zeigt jedenfalls, wie sehr sie sich wohl der außergewöhnlichen Situation bewusst ist. Keyboard spielt Rafal Stepień, am Schlagzeug sitzt „der Papa“, Bruder Patryk mixt den Sound, und draußen vor dem

Saal verkauft „die Mama“ noch CDs. Familienclan auf Städtetour.

Ja, und musiziert wurde auch. Höchst bemerkenswert dazu. Denn Kinga Glyk zeigt sich nicht nur versiert und souverän in ihrer Bühnenpräsenz. Sie ist vor allem eine stilischer zwischen Blues-, Jazz und Funk lavierende Bassistin mit ausgereifter Grifftechnik, flüssiger Phrasierung, gutem Timing und originellen Improvisationsmustern. Sie übertreibt das Slapping mit dem Daumen der rechten Hand nicht, verfällt nicht in virtuoseres Dudeln, wahrt immer den Charakter der Stücke, seien es Balladen, Songs im Up-Tempo oder Kompositionen, die ei-

nen kräftigen Walking Bass erfordern. Und hinter allem spannt Irek Glyk ein rhythmisches Fangnetz, während Rafal Stepień einen facettenreichen Klangteppich ausbreitet, um der Bassistin bei der Rückkehr vom improvisatorischen Schweben eine sanfte und sichere Landung zu ermöglichen. Am Ende setzt sich Kinga Glyk im Schneidersitz zwischen Schlagzeug und Keyboards und fügt dem Auftritt noch ihr solistisches „Tears in Heaven“ an. Es klingt ganz anders als bei YouTube, mit vielen neuen Motiven und spontan erfassten Zwischentönen. So kennt man es nicht. Und das ist gut so. WOLFGANG SANDNER